

125

SATELLIT

des

Siebenbürger Wochenblattes.

N 18.

Kronstadt, den 4. März

1841.

Serbien.

Im Süden der Donau und der Sava breitet sich auf beiden Seiten des Morawaflusses das von unzähligen Thälern und Schluchten durchschnittene Gebirgsland Serbien aus, das in seinem gegenwärtigen Umfange ungefähr 600 Quadratmeilen umfaßt und wohl eine Million Einwohner zählt. Noch vor wenigen Jahren war beinahe das ganze Land mit Wald bedeckt, der nur an einzelnen Stellen gelichtet erschien, wo freundliche Dörfer, von einem Kranze riesenhafter Eichen umgeben, aus der grünen Nacht hervorsahen. Hier haben sich, geschützt durch unwegsame Gebirge und undurchdringliches Dickicht, die Reste eines großen Volkes erhalten, welches einst von der Donau bis zum Archipel, vom schwarzen Meere bis zum adriatischen herrschte und, bei weiserer Leitung, es in seiner Macht hatte, den Osten Europa's umzugestalten. Im Gefolge der großen Völkerströmungen, die im 5ten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung den Untergang des römischen Reiches herbeiführten, scheinen die Serben, ein slawischer Stamm, zuerst in die Landschaften an der Donau eingewandert zu sein. Unter ihrem Namen werden sie seit dem 8ten Jahrhunderte genannt. Bald den Griechen zinsbar und mit ihnen verbündet, bald unabhängig von ihnen und mit ihnen in der Fehde, benutzten sie den Verfall des oströmischen Kaiserthums, um sich auf dessen Trümmern zu selbstständiger Macht emporzuheben. Im 14ten Jahrhunderte, zu derselben Zeit, während der türkische Stamm der Osmanen in Kleinasien festen Fuß und Boden gewann und in schneller Entwicklung ein gewaltiges Reich begründete, erreichte im Süden der Donau die Macht der Serben ihren Höhepunkt. Unter Stephan Duschan breitete das Serbenreich sich über Bulgarien, Macedonien, Thessalien, Epirus und das ganze alte Illyrien aus; aber schon sein Sohn Urosch vermochte nicht festzuhalten, was der Vater genommen hatte. Die Statthalter der einzelnen Provinzen machten sich unabhängig und als die schwachen Griechen die Osmanen aus Kleinasien gegen die immer weiter um sich greifenden Serben zu Hilfe riefen, ermanngelten diese, durch innere Zwistigkeiten getrennt, der Kraft, dem mit orientalischem Ungestüm heranrückenden Feinde zu widerstehen. Auf der Höhe ebene von Pristina, Kosowopolje oder das Amselfeld genannt, wurde am 15. Juni 1389 die Entscheidungsschlacht geschlagen, die der Selbstständigkeit des serbischen Volkes ein Ende machte. Anfangs behielt dasselbe seinen einheimischen Fürstentum, der sich nur verpflichtete, den Türken Tribut zu zahlen und die Heeresfolge zu leisten. Sowie die Herrschaft der Osmanen in Europa sich befestigte, zogen sie aber die Zügel immer straffer an und übten immer schwereren und grausamern Druck. Im 16ten Jahrhunderte waren die Serben, gleich den Griechen, bereits zu der beklagenswertheften Sklaverei herabgesunken; mehrfache Aufstände, von der Verzweiflung ohne Hoffnung des Erfolges unternommen, vermehrten nur das Maß der Leiden. So tief das Gefühl der Vaterlandsliebe bei allen slawischen Stämmen gewurzelt ist, wußten doch viele Tausende in ihrer Noth keine andere Rettung, als daß sie, nachdem Ungarn von dem türkischen Joche befreit war, Hab und Gut verließen und nach dem christlichen Nachbarlande hinüberflohen. Im J. 1690 führte der Patriarch Arsenius 17,000 serbische Familien nach Ungarn. Im J. 1737 erfolgte auf Betrieb des Patriarchen Jowanowitsch eine andere Auswanderung, die aber den Türken vor der Zeit verrathen und von ihnen auf türkische Weise verhindert wurde. Sie fielen über die Fliehenden her, erschlugen einen großen Theil und führten den Rest in die Sklaverei. Nur Wenige entkamen. Damals wurde die Gegend um Ipek, den alten Sitz des serbischen Patriarchats, auf dem westlichen Abhange des hohen Gebirges, welches die Wasserscheide zwischen dem adriatischen und dem schwarzen Meere bildet, ganz entvölkert. In den verlassenen Sitzen der Serben haben seitdem Arnauten sich angesiedelt. Ein sehr bedeutender Theil des serbischen Volkstammes hat, um sich den unerträglichen Bedrückungen der Türken zu entziehen, die christliche Religion verleugnet und den Islam angenommen. Besonders war dies in jenen Gegenden der Fall, die den Gränzen gegen Oesterreich und gegen das einst venetianische Dalmatien zunächst lagen, weil diese durch die zahlreichen türkischen Besatzungen das härteste Ungemach erfuhren. Auf diese Weise ist beinahe ganz Bosnien mit der Herzegowina mohamedanisch geworden, obwohl auch hier unter dem Drucke ihrer zu dem fremden Glauben übergetretenen Landsleute viele christliche Gemeinden zerstreut sind. Treu dem Christenthume unter allen Leiden und Bedrückungen ist aber jener Theil des Serbenstammes geblieben, der in dem Gebirgslande lebt,

125

welches im Norden durch die Sawa und die Donau von der österreichischen Militärgränze, im Westen durch die Drina von Bosnien, im Osten durch den Timok von Bulgarien, im Süden durch die westliche Fortsetzung des Hämusgebirges von Macedonien, Albanien und der Herzegowina getrennt wird und das gegenwärtig dieser Treue wegen ausschließlich den Namen Serbien führt.

Hier haben sich mit dem alten Glauben auch die alten Sitten und Gewohnheiten am reinsten erhalten; selbst die uralten Erinnerungen des slawischen Heidenthums sind durch die Zeit noch nicht verwischt worden und blicken in sprechenden Zügen aus dem dünnen Schleier christlicher Ceremonien hervor. Städte und von Mauern umschlossene Orte gibt es nur wenige; die Serben wohnen in Dörfern, die meist über einen weiten Flächenraum zerstreut sind, weil die Höfe einzeln entfernt von einander stehen. Das Haus des Serben ist ein von Lehmwänden eingefaster, mit Lindensbast und Gras oder Moos bedeckter Aechtiger Raum, in dessen Mitte sich der Herd befindet und aus dem der Rauch durch die Thüre oder durch eine Oeffnung im Dache abzieht. An das ursprüngliche Gebäude sind auf allen Seiten Kammern angebaut, deren jede von einer besondern Familie bewohnt wird, denn wenn die Söhne sich verheirathen, so verlassen sie das älterliche Haus nicht, sondern beziehen in demselben eine dieser Kammern, und so bleiben auch nach dem Tode der Aeltern die Brüder bei einander, bis zu große Vermehrung der Familie Trennung gebietet. Die Bewohner jedes Hauses wählen aus ihrer Mitte den Hausherrn, meist den Aeltesten, aber auch wohl den Geschicktesten und Verständigsten. Dieser verwaltet das gemeinschaftliche Vermögen und vertritt die Gemeinschaft vor dem Volke und in allen Beziehungen des bürgerlichen Lebens. Die Männer bauen das Haus und die Gemächer, in denen die Familie ihr Obdach findet, verfertigen alle Geräthe des Haushalts und des Landbaues und bestellen das Feld. Die Frauen führen abwechselnd in bestimmter Reihenfolge den Haushalt, spinnen und weben, verfertigen Kleidungsstücke für beide Geschlechter und übernehmen alle leichtern Arbeiten. Da die Familie so eng in sich abgeschlossen ist, so sind auch alle Glieder derselben durch die innigste Zuneigung verbunden und betrachten sich nicht als Einzelwesen, sondern als Theile eines Ganzen. Durch ihre Abgeschlossenheit wird die Außenwelt ihnen fremd, aber auch das Aufkommen jeder Regung der Selbstsucht verhindert. Die Gefühle der Zuneigung, die durch keine feindlichen Reibungen getrübt sind, gehen auf die Nachbarn und selbst auf Fremde über, mit denen der Zufall sie in Berührung bringt. Der Fremde, der dem Serben auf der Straße begegnet, wird von ihm als Bruder begrüßt; nähert er sich auf seiner Wanderung einem Hause, so tritt der Hausherr ihm an der Schwelle entgegen und bittet, es sich bei ihm gefallen zu lassen. Die Frauen und

Kinder küssen dem Eintretenden die Hand; ein großer Tisch wird mit dem Besten beschwert, was das Haus vermag; aber nur die Männer lassen sich zum fröhlichen Mahle nieder, die Frauen stehen umher und bedienen die Schmausenden. Vor dem Schlafengehen kniet die Hausfrau vor dem Fremden nieder; ein Knecht bringt einen Eimer mit Wasser und die Frau wäscht dem ermüdeten Gaste die Füße. Am andern Morgen wird er nicht eher entlassen, als bis er nochmals durch Speise und Trank sich gestärkt hat. Wenn ein serbischer Jüngling an dem andern, eine serbische Jungfrau an der andern besonders Gefallen findet, so gehen sie einen Bund ein, der ihnen gegenseitig die Rechte leiblicher Brüder und Schwestern gibt. Die äußere Form, welche dabei beobachtet wird, hat etwas sehr Liebliches. Die jungen Leute kommen am zweiten Ostertage im Freien zusammen und flechten grüne Kränze, die sie gegenseitig austauschen und durch die sie einander küssen. Die so geschlossene Bruderschaft oder Schwesterschaft dauert vorläufig ein Jahr, kann aber nach dem Ablaufe dieser Frist wieder erneuert werden und wird dieses oft für das Leben. Eigenthümlich sind auch manche der Gebräuche, die bei dem Eingehen ehelicher Verbindungen üblich sind. Ebenso roh und derb, aber auch ebenso tief und innig, wie die Gefühle gegenseitiger Zuneigung, sind bei dem unverdorbenen Naturvolke der Serben die religiösen Gefühle ausgeprägt. Das griechische Christenthum besteht unter ihnen, wie unter den meisten Anhängern dieses Glaubensbekenntnisses, freilich in wenig mehr, als in äußern Förmlichkeiten: in Fasten, Gebeten, Bekreuzungen und Heiligenverehrung. Dabei herrscht aber eine wahrhaft religiöse Sinnesart, die von einem eigenthümlichen, mit dem ganzen Leben des Volkes verwachsenen, Naturgefühl durchdrungen ist.

Die Serben sind, wie alle Slawen, ein sangreiches Volk; in ihren Liedern lebt ihre ganze Geschichte, und noch heute wird jedes Ereigniß im Familienleben wie im Volksleben, welches einiges Aufsehen erregt, auf der Stelle besungen. Die Lieder, die sich bald durch das ganze Land verbreiten, bilden sich von selbst, Niemand weiß, wer sie gemacht hat. Mehr als irgend etwas Anderes haben diese Lieder dazu beigetragen, mitten in der tiefsten Unterdrückung unter den Serben den Sinn für volksthümliche Unabhängigkeit lebendig zu erhalten. Schon in der ersten Hälfte des 18ten Jahrh. verwirklichten die Siege des Prinzen Eugen die Hoffnung auf Befreiung von dem verhassten türkischen Joch, die von den Serben nie ganz aufgegeben war. Der Friede zu Passarowitz, im J. 1718, brachte das Banat, ganz Serbien und den größten Theil Bosniens unter österreichische Herrschaft. Nach dem unglücklichen Kriege während der letzten Regierungsjahre Kaiser Karls VI. kehrten Serbien und Bosnien durch den Belgrader Frieden im J. 1739 wieder unter die Botmäßigkeit der Pforte zurück. Dennoch blieben seitdem

die
und
breite
den
birge
Ungl
groß
ten,
ehe
da
verse
blutig
unter
furch
mit
der
Da
wolle
verla
Alle
lich
feine
daß
wird
verse
hend
trow
wild
Ge
Geor
Dien
Lap
konu

Unte
ken
deute

Per
Ere
gem
Wal
treff

verk
der
Ban
ven

125

die Blicke der Serben immer auf Oesterreich gerichtet und als zu Ende des Jahres 1786 sich die Kunde verbreitete, daß Oesterreich im Begriff stände, den Türken den Krieg zu erklären, ging durch das ganze Waldgebirge im Süden der Donau eine freudige Bewegung. Unglücklicherweise war die Ungeduld der Serben zu groß, als daß sie es vermocht hätten, an sich zu halten, bis es an der Zeit war. Der Aufstand brach aus, ehe Oesterreich seine Rüstungen vollendet hatte, und da die serbischen Landleute nicht einmal mit Waffen versehen waren, wurde derselbe nach wenigen Wochen blutig unterdrückt. Damals beging ein Jüngling, der unter den Ersten gegen die Türken gekämpft hatte, eine furchtbare That. Er floh mit den Seinigen, seine Habe mit sich führend und seine Herden vor sich hertreibend, der Sava zu; schon war der rettende Strom erreicht. Da erklärte der alte Vater, daß er nicht hinübergehen wolle; er könne die Berge, in denen er geboren, nicht verlassen und werde sich lieber den Türken unterwerfen. Alle Bitten, alle Beschwörungen waren umsonst. Endlich zog der Sohn, von Zorn und Schmerz ergriffen, seine Pistolen. »Soll ich es erleben,« rief er aus, »daß mein Vater von den Türken zu Tode gemartert wird?« Mit diesen Worten schoß er den Alten nieder, verschenkte darauf Alles, was er besaß, an die Umstehenden und ging allein über den Strom. Georg Petrowitsch war der Name des Jünglings; von seiner wilden That wurde er bei den Serben Erni oder Czerny, bei den Türken Kara Georg, d. i. der schwarze Georg, genannt. Czerny Georg trat in österreichische Dienste; in allen Gefechten zeichnete er sich durch seine Tapferkeit aus; da er aber weder lesen noch schreiben konnte, stieg er nur bis zum Feldwebel auf.

(Fortsetzung folgt.)

Öffentlicher Dank.

Erfüllte Bitte verpflichtet zu geziemendem Danke. Der Unterzeichnete, der für seine Kirchengemeinde, die des geringen Fonds ermangelnd, aus eigenen baaren Mitteln die bedeutenden Kosten ihrer Kirche decken muß, zum Bau einer

neuen Kirche die Wohlthätigkeit aller inländischen Freunde der Religion und Kirchlichkeit in einer öffentlichen Bitte in Anspruch nahm, folgt dem Drange seines Innern, wenn er nun auch öffentlich den gebührenden Dank sowohl für die Allerhöchste gnädigste Bewilligung einer Almosensammlung, als auch für die der Erwartung mehr als entsprechende Erfüllung jener Bitte darbringt. Bedeutender Beiträge erfreute sich die Gemeinde aus folgenden öffentlichen Cassen:

- Aus der löbl. sächsischen Nationalcassa.
- » » » Kronstädter Stadtlodicalcassa.
- » » » Hermannstädter Almosensondcassa.
- » » » Bistritzer Stadtlodicalcassa.
- » » » Szászrégener Stadtlodicalcassa.
- » » » Schäßburger »
- » » » Kirchengassa der ref. Gemeinde zu Fogarasz.
- » » » » in Mühlbach.

Von den übrigen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates, wo nur in den Kirchen gesammelt worden, die Sammlungen aber aus einigen, worunter auch das Königreich Ungarn, und noch nicht zugekommen sind, hat die namhaftesten Beiträge geliefert das Erzherzogthum Oesterreich. Auch gegen andere Glaubensgenossen und besonders gegen die P. T. Herren Beamten in Fogarasz und gegen einen edelmüthigen Ungenannten in der Moldau fühlt sich die Gemeinde zu inzigem Danke verpflichtet.

Gleichwohl würde die Gemeinde, die ihrerseits auch die ihr nur möglichen Opfer gebracht hat und während des Baues durch thätige Hülfeleistung noch bringen will, mit dem gesammelten Betrage kaum 2 Drittheile der Kosten für den, im nächstfolgenden Frühjahr zu beginnenden Kirchenbau decken können. Darum fühlt sie sich wohl zum größten Danke verpflichtet gegen den, der sich nicht nur dadurch, daß er diesen Bau will ausführen helfen, ein bleibendes und erhabenes Denkmal in dieser Gemeinde errichten wird, sondern bereits sich ein hohes Verdienst um dieselbe erworben hat durch die zweckmäßigsten Anordnungen hinsichtlich der äußern Kirchenangelegenheiten — gegen den P. T. Herrn Obercapitän des löbl. Fogarasz Districts, Freiherrn Karl v. Bruckenthal, der im Geiste seiner hohen, um das Vaterland und besonders um unsere Nation so hochverdienten Ahnen, geräuschlos und um die Gunst und den Tadel der Welt unbekümmert, nicht nach Launen, sondern mit Weisheit Wohlthaten um sich verbreitet. Zuletzt aber gilt all unser Dank vor allen dem Einen Höchsten, der die Gemüther der Menschen zu gegenseitiger Liebe und Hülfeleistung hinlenkt und dadurch sein Reich auf Erden fördert. Fogarasz, 13. Februar 1841.

Andreas Wellmann.

Pfarrer der ev. Gemeinde A. C. zu Fogarasz.

Genilletou.

Anepigraphische Menigkeiten.

In Amerika sind im verfloffenen Jahre doppelt so viele Personen vom Blitz erschlagen worden, als Individuen große Treffer aus den Staatslotterien in den Vereinigten Staaten gewannen; ergo hat Jeder, der ein Loos kauft, doppelt so viel Wahrscheinlichkeit, vom Blitz getroffen zu werden, als Haupttreffer zu machen.

In der Kathedrale von Nevers wurde kürzlich ein Paar verkündigt, dessen weiblicher Theil 54 Jahre alt, Witwe aus der fünften Ehe war und nun zum sechsten Male dem süßen Bande Hymens entgegen ging. Ihr Bräutigam ist ein Greis von 71 Jahren, der vielleicht auch noch nicht der letzte sein wird.

(Wien.) Die Leser Ihres Blattes werden sich noch auf den Aufsatz in einem frühern Jahrgange d. B. über den kleinen Virtuosen Filtisch, jüngster Sohn des evang. Stadtpfarrers in Mühlbach, von Frn. Saphir erinnern. Es wird Ihnen daher nicht unangenehm sein, wieder etwas über unsern kleinen Landsmann zu hören. Am 7. Febr. gab Herr Wittmann eine musikalisch-declamatorische Akademie zum Besten der Armen, welche Ihre Maj. die Kaiserin-Mutter und Sr. k. k. Hoheit der Erzherzog Franz Karl mit ihrer hohen Gegenwart beehrten. Der 10jährige Karl Filtisch trug eine Fantasia für das Pianoforte von H. Herz vor und erntete den lebhaftesten Beifall. Hören wir, was Saphir in Nr. 59 seines Humoristen sagt. »Es war mir doppelt interessant, die-

125

125

sen kleinen Phantasiemann nach einigen Jahren wieder zu hören, und seine Fortschritte wahrzunehmen.

Fortschritte? Nein, das ist das rechte Wort nicht; es sind Fortflüge, Flüge auf den riesigen Schwingen des Genies.

Was uns dazumal an dem ganz jungen Kinde als unmittelbare Offenbarung des Gemüthlebens erschien, das tritt mir jetzt als Kunstproduct, als ein lebendiger Erguß des zum innersten Bewußtsein gelangten Kunstlebens entgegen. Es zeichnet sich vor Allem eine hervorragende, künstlerische Kraft in seinem Spiele aus, welche von dem erwachenden Selbstbewußtsein noch höher getragen wird.

Karl Filtich mag, in diesem Augenblicke, die psychologisch und artistisch merkwürdigste Erscheinung in der musikalischen Welt sein. Nicht nur der hohe Grad von Vollkommenheit, den er jetzt schon erlangt hat, nicht nur der kühne Geist, der sichtlich sein Spiel anregt und emporflügelnd, nicht nur die Kunstfertigkeit in Ton Vortrag, Ausdruck, Kraft und Schattirung, die er jetzt schon besitzt, nein, mehr als Alles das macht ihn für die Zukunft interessant, wenn er ihr und sie ihm Alles das halten, was sie sich gegenseitig versprechen.

Es ist nicht zu viel, wenn ich sage, es reißt ein List in ihm heran, nein, es ist nicht zu viel, denn es ist zu wenig, denn wer sagt uns, ob ein List in acht oder zehn Jahren nicht als ein untergeordnetes Talent dastehen würde? Die Instrumentalkunst überstürzt sich selbst so schnell, die mechanische Virtuosität schreitet mit solchen Siebenmeilenstiefeln durch das Gebiet der Technik, daß das, was der jetzige Augenblick für ein Wunder ausreißt, vom nächsten Augenblicke als ein Alltägliches verschlungen wird.

Wenn Karl Filtich in zehn Jahren das sein wird, was List jetzt ist, dann hat er meinen Forderungen nicht entsprochen, denn in einem Lustre werden solche kolossale Clavierpieler, wie List, kein Wunder sein, oder es muß ein Stillstand in der Kunst eintreten, und das wäre ein Rückschritt.

Die Musikinkarnation, wie sie uns in Karl Filtich erscheint, ist uns nicht genug, wenn sie bloß als ausübende Gewalt über die Tasten stürmt, wenn sie begeistert, aufstürt, Leidenschaften entwickelt, jaudzt und weint u. s. w., das ist sein glänzendes Certificat als Virtuose; aber nicht als Kunstschöpfer. Karl Filtich in seiner musikalischen Grundwesenheit, in seiner innersten Individualität, welcher Musik als Ideal in sich aufgenommen und mit seiner Individualitäten verschmolzen hat, in seiner bewegten, feimvollen, regen Phantasie, der die Musik als Dichtung im Gemüthe trägt, dieser 10jährige Karl Filtich hat nebenbei noch einen höhern Beruf: ein musikalischer Schöpfer zu werden!

Die Knospe ist da, in welcher die Blume der Zukunft in reicher Blätterfülle liegt, die Knospe ist im Aufbrechen, und wegen der vollen, entfalteten Blumen sind wir an die — Zukunft gemiesen. Wir süßen auf keinem Delphischen Dreifuß und die Kritik ist keine Pythia, allein mit nur wenig Seherblick können wir ihm ein inhaltsreiches Aemir prophzeien. Seine Zukunft ist in seine Hand gegeben, der Himmel hat ihm große Kräfte und große Mittel zu einer ruhmvollen Zukunft gegeben, die Verantwortung ist groß und sein, er möge wohl trachten, den freigegebenen Himmel nicht zu täuschen!

Schließlich vom Erfolg nur so viel, daß er ungemeine Sensation machte, ist von enthusiastischem Beifalle unterbrochen und mehrere Male gerufen wurde.

(Berlin, 27. Jan.) Hier wird im Königsstädter Theater ein Stück unter dem Titel das bemooste Haupt, in welchem das bekannte Becker'sche Rheinlied, das wir auch im Siebenbürger Wochenblatt gelesen haben, gesungen wird, seit einem Monat beinahe alle Tage gegeben. Überall werden Wege auf die Franzosen gemacht, und zwar nicht immer die besten. Es machte unlängst in der Voss'schen Zeitung Jemand den Vorschlag, man solle auch in Kirchen und Schulen, und

überall, wo das Volk zusammenkäme, gegen den französischen Uebermuth predigen, wie in den Kreuzzügen gegen die Türken. Jenem Liebe sind auch, wie Sie bereits wissen, unzählige andere gefolgt, von denen ich Ihnen nur eines, auch aus der Voss'schen Zeitung, mittheile.

Der Rhein an seine Sänger.

Lasset ab mich zu besingen,
Stellet ein die Litanei,
Macht mich erst vor allen Dingen
Wahrhaft deutsch und wahrhaft frei.
Räumt weg die fremden Jöde,
Räumt weg der Rede Zwang!
Das fortan so Wort als Belle
Ziehe frei den Rhein entlang.

Redet erst, wie's Deutschen frommet,
Frei für euer gutes Recht,
Daß, wenn es zum Kampfe kommet,
Ihr die fremde Kräfte brecht.
Bis Ihr so Each nicht erschwungen
Stellet ein die Litanei;
Lasset mich lieber unbesungen,
Nennat mich weder deutsch noch frei.

(Kronstadt, am 2. März.) Mild und angenehm waren die letzten Tage des verfloßenen Monats, rein und klar schwebte die Sonne durch den blauen Himmel und schon fing, von der Macht ihrer Wärme bewältigt, der Schnee in Strömen an zu schmelzen und in wenigen Tagen hofften wir, in milder Frühlingluft an unserm Schloßberge, dem gewöhnlichen Spaziergange im Vorfrühling, lustwandeln zu können. Wie manches liebesfrohe Herz mochte sich nach diesen Gängen sehnen, wo es dem geliebten Gegenstande, von dem es seit dem letzten Balle nichts gesehen und gehört, am nächsten Sonntag wieder begegnen und sich aus dem freundlich lächelnden Blick Balsam für seinen Schmerz holen kann; wie Minder, der sich im Fasching die Beine halb lahm und die Lunge halb herausgetanzt hat, mochte Stärkung von der milden Luft erwarten; wie mancher Dichter, dem der Zwirn ausgegangen, mochte in dem bunten Gewühle, oder in der schönen Aussicht, oder im guten Doppelbier zur goldnen Sonne begeisternden Stoff zu finden hoffen; und siehe da — alle dies: schönen Hoffnungen und Träume sind, auf Wochen lang vielleicht, im Schnee erfroren! — Herr Boreas will siegend sterben, hat in seinem Ingrimm, daß es nun bald mit seiner Herrschaft aus ist, uns, ehe ihn ein Südwind aus dem Neste jagt, noch einmal, (so hoffen wir's zu Gott) seine ganze Macht fühlen lassen. Ein dichtes Schneegestöber hat unsere Dächer wieder mit einer dicken Decke überzogen und unsere Straßen mit Schneemassen gefüllt. Aber nur zu, Herr Boreas, so lang es noch geht. Er wird sich doch bald nolens volens schieben müssen.

Briefkasten.

Kogarasch, G. J. K.: Der erste Theil ihrer Mittheilung kam zu spät, der zweite wurde auf Ihre Verantwortlichkeit hin benagt. — W.: Der heutige Satellit brinat die Erfüllung Ihres Wunsches. Her man a hadt, Fr. Gr. D. H.: „Wiedereruch“ erhalten. Ihren übrigen Wünschen werden wir nachkommen. — A. W.: Sie saßen „ich bin ein Mann von Ehre.“ Nun gut, beweisen Sie es und leisten Sie unserer Aufforderung Gehör. — Quidam: Ihre Zuständig kann nicht benutzt werden. Das Nähere durch unsere beiderseitigen Freund. — M.: Die Zeit ist zu gemessen, deshalb die seltenen Antworten; übrigens wollen wir Ihrem Verlangen nachkommen. Klauenburg, G. B.: Wir eruchen rechtlich um den Schluß des „Zoglings aus dem Serail.“ Damit der Druck bequemer. — W.: Wenn Sie es nicht aeaden für unangenehm und lästig halten, werden wir unsere Zuständig fortsetzen. Wo es bald besser werden. Karlsburg, E.: Ist gehörigen Orts voraelet. Kreundlichen Gandeudruck von Ihren Freunden. Broos, G.: Ihre Gefinnungen sind ehrenvoll, aber es geht nicht. Sie kennen ja das bekannte Sprichwort. Mediasch, —: Ihr Aufsatz steht zur gefälligen Disposition. Ihre zweisünatige „Erläuterung“ hat uns äußerst gewundert und indigant; zu solchem Mißbrauch sehen wir uns nicht her. Temeswar, A.: Warum haben Sie das an Sie gesandte nicht in Emphyse genommen? Wie. Warum? Noch ist gar nichts von dem Beriprochenen angekommen. Die Abendung muß durch die betreffende Behörde weiter worden sein. — A.: Wird besoragt. J. J. G.: Ihre Klage wundert uns; hier wurde Alles gehörig erpediet. Was indessen von unserer Seite geschehen kann, diese Angelegenheit zu ordnen, wird nicht unterbleiben. — F. W.: Ist besoragt worden; wir bitten jedoch um genauere Instruction, falls Anfragen an uns gestellt werden. Bukarest, K.: Ist nach Brasila in Gang gesetzt worden. Lahore, M. Gontsberger: Unsere Dank und herzlichste Grüße aus der Heimath. Wir sehen neuen Mittheilungen entgegen.

Anmerkuna. Man möge die Redaction mit den häufigen anonymen Zuschriften gütig verzeihen. Der Gerechte braucht das Licht nicht zu scheuen.